



«SALATSCHÜSSEL STATT MELTING POT»

Die USA sind eine Nation von Einwanderern. Heute steckt das Land im Dilemma: Wie soll es mit den Menschen umgehen, die oft illegal über seine Grenzen drängen? Mit dem Amerika-Historiker Andrew Keeling sprach David Werner.

Herr Keeling: Viele sehen in der Wahl des neuen Präsidenten eine Zäsur in der amerikanischen Geschichte. Sie auch?

ANDREW KEELING: Zurzeit lässt sich nur sagen, dass sich an der Spitze der USA zwei offensichtlich völlig unterschiedliche Persönlichkeiten abgelöst haben. Statt eines Präsidenten, der beklagte, dass Hussein seinen Vater habe töten wollen, gibt es nun einen, der mit zweitem Vornamen selbst Hussein heisst und teilweise sogar muslimische Vorfahren hat. Was dies für die Politik bedeutet, wird sich zeigen. Eine gute Nachricht gibt es immerhin schon: Obama kam bei den Wählerinnen und Wählern an, weil er jung, frisch und intelligent wirkt und gut reden kann; die Frage nach der Hautfarbe fiel dabei weder positiv noch negativ ins Gewicht. Martin Luther Kings Traum, dass Menschen nicht mehr aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit, sondern aufgrund ihrer Gedanken und Fähigkeiten beurteilt werden, ist in diesem Fall wahr geworden. In vielen anderen Fällen muss man auf die Erfüllung dieses Traums wohl noch warten.

Barack Obama hat in seinem Wahlkampf immer wieder betont, die Spaltung Amerikas überwinden zu wollen. Halten Sie die USA für ein gespaltenes Land?

KEELING: Vor allem die mediale Wahlberichtserstattung mit ihren unterkomplexen geographischen Visualisierungen suggerierte, dass sich durch Amerika eine tiefe Kluft zwischen verfeindeten «red states» und «blue states» ziehe. Dieses Bild darf man nicht zum Nennwert nehmen. Die amerikanische Gesellschaft ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl sich überkreuzender Bruchlinien. Zweifellos aber hat die Polarisierung zwischen weiss und farbig, arm und reich, weltoffen und konservativ in den Jahren der Bush-Regierung zugenommen.

Ob es Obama gelingen wird, soziale Ungleichheiten zu mildern und die Mitte zu stärken, darüber wage ich nicht zu spekulieren. Die Finanzkrise und ihre Folgen werden seinen Spielraum wohl einschränken.

Emotional besonders polarisierend ist das Thema Einwanderung. Als Historiker haben Sie sich eingehend mit der amerikanischen Immigrationsgeschichte befasst.

KEELING: Die Einwanderung ist ein politisches Konflikthema mit sehr komplizierten, widersprüchlichen Frontstellungen. Die an billigen Arbeitskräften interessierte Wirtschaft befürwortet die ungehinderte Einwanderung, aber nicht unbedingt die rechtliche und ökonomische Besserstellung der bereits anwesenden Einwanderer. Gewerkschafter und Umwelt-

Herkunftsländern. Aufgrund der veränderten Wirtschaftsstruktur wurden sie nicht Siedlungspioniere, sondern fanden vorwiegend Jobs in der Industrie. Die ansässigen Amerikaner zweifeln deshalb daran, ob aus diesen Immigranten jemals «Americans like us» würden. Zu Unrecht, wie sich später zeigte. Heute richtet sich derselbe Zweifel an die Hispanics.

Früher kamen die Einwanderer per Schiff; man konnte sie noch im Hafengebiet zählen, befragen und gegebenenfalls zurückschicken. Heute stammen die meisten Einwanderer aus der Nachbarschaft, sie nehmen den Landweg, kommen oft illegal. Ist das auch ein Grund für das Unbehagen?

KEELING: Es ist wohl einer der Hauptgründe. Die Einwanderung über die Landgrenze ist schwierig zu kontrollieren, das löst Ängste aus. Man muss sich vor Augen halten: Nirgendwo prallen erste und dritte Welt derart unvermittelt aufeinander wie an der über 3000 Kilome-

«In den Augen Amerikas ist die Welt nicht dazu da, um von Amerika beherrscht zu werden, sondern um Amerika zu lieben.» Andrew Keeling

ter langen amerikanisch-mexikanischen Grenze. Das enorme Angebot an billiger Arbeitskraft auf der einen Seite trifft auf der anderen Seite auf hohe Nachfrage. Die Bevölkerungsströme, die dadurch entstehen, konnten bisher kaum reguliert werden. Viele US-Bürger halten die Migrationspolitik deshalb für gescheitert.

Ist dieser Widerspruch eine neuere Erscheinung in der amerikanischen Gesellschaft?

KEELING: Nein, er lässt sich schon Ende des 19. Jahrhunderts beobachten, als die Industrialisierung der USA mit voller Kraft einsetzte. Die Süd- und Osteuropäer, die damals ins Land strömten, hoben sich ab von den Einwanderern aus den traditionellen, nordwesteuropäischen

ter langen amerikanisch-mexikanischen Grenze. Das enorme Angebot an billiger Arbeitskraft auf der einen Seite trifft auf der anderen Seite auf hohe Nachfrage. Die Bevölkerungsströme, die dadurch entstehen, konnten bisher kaum reguliert werden. Viele US-Bürger halten die Migrationspolitik deshalb für gescheitert.

Der Bevölkerungsanteil der Hispanics ist in jenen Staaten besonders hoch, die einst Teil Mexikos waren, bevor sie 1848 von den USA erobert wurden. Erleben wir gegenwärtig eine Re-Latinisierung des amerikanischen Südwestens?

KEELING: Die zunehmende Latinisierung der Südweststaaten hängt mit der Nähe zu Mexiko zusammen – und viel weniger mit ihrer latein-

amerikanischen Vorprägung. Die europäische Erfahrung geschichtsgeprägter Topographien lässt sich nicht ohne weiteres auf die USA übertragen. Die spanische Kolonialzeit und Mexiko haben bis auf einige Ortsnamen in dieser Region nur wenige Spuren hinterlassen. Die amerikanische Zivilisation machte Tabula rasa mit dem, was sie vorfand. Was die heutige Latinisierung anbelangt, so wird gelegentlich darüber diskutiert, wie stark Kalifornien den bilingualen Schulunterricht fördern soll oder darf. Doch der Grossteil der Einwanderer, auch jene aus Mexiko, neigt noch immer dazu, aus eigenem Antrieb so rasch wie möglich Englisch zu lernen und Amerikaner zu werden. Der American Dream bleibt ein starker Motivationsfaktor, und die gesellschaftliche Integration vollzieht sich in den USA noch immer hauptsächlich von unten her, nicht durch staatliche Programme.

Eine der Hinterlassenschaften der Bush-Administration ist der Sicherheitszaun an der Grenze zu Mexiko. Haben der 11. September und die anschliessende Verteidigung von «God's Own Country» gegen den Terror zu einer restriktiveren Migrations- und Minderheitenpolitik geführt?

KEELING: Nicht direkt. Bush vertrat in Fragen der Einwanderung eine relativ liberale Haltung und befürwortete erleichterte Aufenthaltsbedingungen für bereits im Inland befindliche illegale Einwanderer. In seiner Zeit als Gouverneur von Texas machte er hinsichtlich der Zusammenarbeit mit Mexiko einige gute Erfahrungen. Ursprünglich sollten die Verbesserung der nachbarschaftlichen Beziehungen und eine Modernisierung des Einwanderungsgesetzes zu den Schwerpunkten seiner ersten Amtszeit werden; dann aber verschoben sich durch die Terroranschläge die Prioritäten. Erst 2006 nahm sich Bush des Themas wieder an und brachte eine entsprechende Gesetzesvorlage vor den Kongress – scheiterte aber an seiner eigenen Partei. Daraufhin griff man in Washington zu gewaltsameren Methoden. Man trieb beispielsweise den Bau von Sicherheitszäunen voran, der übrigens schon in den frühen Neunzigerjahren begonnen worden war. Dabei handelt es sich aber mehr um eine Alibi-

aktion zur Demonstration von Tatkraft als um eine wirksame Massnahme.

Kann man den Grenzzaun mit dem römischen Limes oder der Chinesischen Mauer vergleichen?

KEELING: Ich glaube, in Amerika käme niemand auf einen solchen Vergleich, und zwar schlicht deshalb, weil man das eigene Land nicht als Imperium begreift. In den Augen Amerikas ist die Welt nicht dazu da, um von Amerika beherrscht zu werden, sondern um Amerika zu lieben. Zwar haben in den letzten Jahren zahlreiche Bücher Amerika mit einem Empire in Verbindung gebracht, bezeichnenderweise aber fast immer mit einschränkenden Attributen wie etwa «The Unexpected Empire» oder «The Unwanted Empire». Die Vormachtstellung der USA in der Welt – die angesichts aussenpolitischer Misserfolge und der Wirtschaftskrise ohnehin relativiert wurde – hat keine rechte Entsprechung in der Selbstwahrnehmung dieses Landes.

Wie ähnlich sind sich Amerika und Europa in der Immigrationsdebatte geworden?

KEELING: Ich beobachte ganz generell, dass sich die USA und Europa wechselseitig kulturell in den letzten zwanzig Jahren angeglichen haben. Das betrifft auch den Umgang mit der Migration. Man pendelt hier wie dort zwischen Abwehr und Integrationsbemühungen. Unter Westeuropäern wie unter Amerikanern empfinden viele die Veränderungen im vertrauten Lebensumfeld als Zumutung, man anerkennt aber zugleich den wirtschaftlichen Nutzen der Immigration. Einen ganz grossen Unterschied zwischen Europa und den USA aber gibt es nach wie vor: Auch wenn sich Amerika nicht mehr uneingeschränkt als Einwanderungsland definiert, so ist es doch ganz unbestritten eine Nation von Einwanderern: ein junges Land, das sich im Aufbau befindet und sich mehr über die Zukunft als über Traditionen definiert. Dies erleichtert es Migrantinnen und Migranten nach wie vor erheblich, sich zu integrieren.

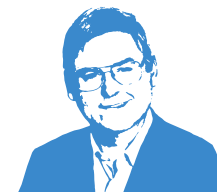
Bekennen sich Angehörige einzelner Bevölkerungsgruppen selbstbewusster zu ihren kulturellen Wurzeln als früher?

KEELING: Die amerikanische Gesellschaft ist kulturell sichtbar heterogener geworden, das stimmt. Das einst unangefochtene Bild von Amerika als Schmelztiegel der Nationen hat eine gewisse Korrektur erfahren. Die Rede vom Schmelztiegel implizierte, dass Einwanderer sich an einer Art Leitkultur orientieren, die angelsächsisch und protestantisch geprägt ist. Heute steht dieses Modell in Konkurrenz zu einem anderen, das man als «Salatschüssel-Modell» bezeichnen könnte. In der Salatschüssel sind die Teile, welche das Ganze bilden, in ihrer Verschiedenheit noch erkennbar.

Verliert die amerikanische Gesellschaft an innerem Zusammenhalt?

KEELING: Europäer können manchmal nur schwer nachvollziehen, dass es für Amerikanerinnen und Amerikaner in der Regel nicht schwer ist, sich als Patrioten zu fühlen und gleichzeitig ihre spezifische kulturelle Identität zu pflegen. In den USA käme keine Bevölkerungsgruppe auf die Idee, auf Autonomie zu pochen, wie etwa die Basken oder die Kosovo-Albaner in Europa. Das liegt daran, dass die Identität der USA auf dem universalistischen Menschenbild des 18. Jahrhunderts gründet und nicht auf weit in die Vergangenheit reichenden kulturellen und ethnischen Wurzeln. Die starke Prägung des amerikanischen Selbstverständnisses durch die Ideenwelt der Aufklärung wird von Europäern gern unterschätzt, was übrigens ein häufiger Grund für transatlantische Missverständnisse ist.

ZUR PERSON



Andrew Keeling ist in Kalifornien geboren und studierte in Stanford, der University of Pennsylvania und Berkeley Geschichte und Ökonomie. Er ist Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Zürich mit dem Schwerpunkt Amerikanische Geschichte.

KONTAKT drewkeeling@yahoo.com